

Michael Kranefeld

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Vietnam

vom 03. November bis 21. Dezember 2001

Die Enkel von Agent Orange

Von Michael Kranefeld

Vietnam, vom 03.11. bis 21.12.2001
betreut von der Heinz-Kühn-Stiftung

Inhalt

1. Zur Person	350
2. Die Enkel von Agent Orange	350
3. Über Hofen nach Hanoi	350
4. Der Krieg ist immer da	353
5. Der weiße Nebel	355
6. Die letzte Schlacht des Krieges	356
7. Das Horrorkabinett	357
8. Nicht leben, nur überleben	359
9. Alte Feinde, neue Freunde	360
10. Der Kampf gegen die Uhr	363
11. „Wir müssen uns selbst retten“	364
12. Wenn Ky lächelt	366
13. Die Waisen von Phu My	367
14. Zukunftsräume	368

1. Zur Person

Michael Kranefeld, geboren am 25. März 1967. Derzeit freier Journalist für das WDR Fernsehen in Köln und den Fernsehsender Phoenix in Bonn. Vorher frei bei RTL, fest beim WDR, frei bei Kölner Stadt-Anzeiger und Neue Westfälische, Studium in Köln (Politik, Geschichte, Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft), Redakteur beim Westfalen-Blatt, Volontariat beim Westfalen-Blatt und teuto tele, Wehrdienst, Abitur, Grundschule.

2. Die Enkel von Agent Orange

„Vietnam – das ist ein Land und kein Krieg“, sagen viele Vietnamesen heute. Und dennoch ist das Schicksal Vietnams mit dem Krieg verknüpft, der das Land 30 Jahre lang verwüstete. Ein Krieg, dessen Folgen heute noch zu besichtigen sind. Nicht nur, dass jedes Jahr Dutzende Menschen von Minen und Bombenblindgängern schwer verletzt und getötet werden. Noch heute werden jährlich tausende missgebildete und behinderte Kinder geboren – Folgen des chemischen Krieges. Es sind die Enkel von Agent Orange – des dioxinhaltigen Entlaubungsmittels, das die Amerikaner versprühten.

Wie die von dem Gift betroffenen Kinder leben, wie ihnen geholfen wird, wie in Vietnam mit dem Thema Agent Orange umgegangen wird und wie die Schicksale von Kriegsveteranen mit dem der Kinder verknüpft sind – das waren einige Ansatzpunkte der Stipendienreise nach Vietnam. Den Kern- und Ausgangspunkt bildete ein Aufenthalt im „Dorf der Freundschaft“ in der Nähe der vietnamesischen Hauptstadt Hanoi, einem Hilfsprojekt für geschädigte Kinder.

Weil dieses Projekt seine Wurzeln in Deutschland hat, beginnt dieser Stipendiumsbericht mit einem „Umweg“ über Schwaben.

3. Über Hofen nach Hanoi

HOFEN. „Ha noi“ sagt der Nachbar, und er meint nicht die Stadt. Er schwäbelt nur. Was soll man auch anderes erwarten hier in Hofen, 35 Kilometer vor Stuttgart? Die Pfarrstraße ist eine kleine Gasse, die Nummer 3 ein Haus mit einer Natursteintreppe. Hier wohnt der Mann, dem der Besuch gilt. Ein Mann, der in Vietnam Spuren hinterlassen hat: George Mizo. Mizo ist Vietnam-Veteran, Kriegsdienstverweigerer, Häftling im Militärgefängnis, Friedensdemonstrant und als einziger Amerikaner Träger der vietnamesischen Freundschaftsmedaille. Und: George Mizo hatte die Idee zum „Dorf der Freundschaft“ bei Hanoi.

Der Weg ist vergeblich, obwohl alles klar schien. „George ist zu krank“, sagt Rosi Mizo, seine Frau, „er hat mir eben gesagt, es geht heute nicht.“ Vietnam hat ihn krank gemacht. „Wenn er seinen dritten Herzinfarkt bekommt, dann ist es aus“, sagt Rosi Mizo mit leiser Stimme und klarem Blick.

George Mizo ist 56. Auf Fotos sieht man einen großen vornüber gebeugten Mann. Auf einer großen Vietnam-Karte im Wohnzimmer seine etwas krakelige Handschrift: „Hier gelandet, hier erster Einsatz.“ Im Hausflur stehen zwei blaue Krücken, leicht verstaubt. Dutzende Operationen hat er hinter sich gebracht, mehr als 140 Mal war er im Krankenhaus. Es ist die Wirkung des Entlaubungsgiftes Agent Orange, das sein Immunsystem geschädigt und ihn krank gemacht hat. Mizo ist ein Beispiel dafür, dass auch Amerikaner Opfer des chemischen Krieges in Vietnam wurden. „Aber Vietnam hat George nicht nur körperlich zermürbt“, sagt seine Frau Rosi, „er leidet heute noch seelisch darunter.“

Das Schlüsselerlebnis liegt 34 Jahre zurück.

Mizo hatte sich freiwillig zum Militärdienst in Vietnam gemeldet. Seine erste Aufgabe: Leichen zählen. Er erlebte, wie Panzer eines Militärkonvois in voller Absicht einen Bus mit vietnamesischen Zivilisten überrollten – nur weil es Militärkonvois verboten war, zu stoppen. Er sah zerstörte Dörfer, in denen er Tage zuvor noch Süßigkeiten verteilt hatte.

Mizo ist ein guter Soldat, er wird ausgezeichnet, wird Sergeant in einer Artillerieeinheit.

Wilbur, ein neuer junger Soldat, ein sehr religiöser Mann, schüttet ihm sein Herz aus: „Ist es nicht falsch zu töten?“, fragt Wilbur seinen Sergeanten. Im Krieg dürfe man es und für sein Land dürfe man es, sagt George Mizo. „Dava steht aber nichts in der Bibel“, ist die Reaktion. „Da steht nicht etwa: Du sollst nicht töten – außer im Krieg und Leute, die mit Deiner Regierung nicht übereinstimmen. Da steht nur: Du sollst nicht töten. Punkt.“ Der Soldat bittet Mizo, ihn nach Hause zu schicken. Mizo überlegt einige Tage, lehnt dann ab. Kurze Zeit später wird er bei der großen Tet-Offensive der Vietnamesen verletzt und – da es seine dritte Verwundung ist – aus Vietnam ausgeflogen. Erst in Amerika erfährt Mizo, dass bei einer Offensive der Nordvietnamesen seine gesamte Einheit getötet wurde – auch Wilbur.

Das sei der Wendepunkt im Leben ihres Mannes gewesen, sagt Rosi Mizo heute. „George hat geglaubt, er tut etwas für sein Land. Aber er hat gelernt, dass man nicht töten darf, niemals. Egal mit welcher Begründung.“ George Mizo weigert sich, Soldaten für Vietnam auszubilden, sitzt zweieinhalb Jahre im Militärgefängnis. Er beschließt, sein Leben der Arbeit für den Frieden zu widmen, gibt alle seine Auszeichnungen zurück.

1983 hungert er mehr als 40 Tage auf den Stufen des Kapitols in Washington aus Protest gegen die amerikanische Politik in Nicaragua. Er wird Mitglied der Organisation „Veterans for Peace“ und lernt bei Aktionen der Friedens-

bewegung gegen den Nato-Doppelbeschluss seine Frau Rosi kennen. 1987 zieht er zu ihr nach Deutschland.

1988 – 20 Jahre nachdem er Vietnam verlassen hat, kehrt George Mizo zurück und ist schockiert über das Land, das noch deutlich unter den Kriegsfolgen und dem amerikanischen Wirtschaftsembargo zu leiden hat. Er will etwas tun, nimmt Kontakt zu vietnamesischen und anderen Veteranen des Krieges auf, sammelt mit Hilfe von Veteranenverbänden mehr als 1,3 Millionen Dollar. Das Ergebnis wird 10 Jahre später feierlich eröffnet: Das „Dorf der Freundschaft“ im Dorf Van Canh, elf Kilometer entfernt von Hanoi.

Rosi Mizo hat ihrem Mann die ganze Zeit geholfen. Sie ist die treibende Kraft hinter der deutschen Unterstützerguppe für das Dorf. Weil George wegen seiner Krankheiten nicht mehr viel erledigen kann, ist es Rosi Mizo, die seine Ideen in die Tat umsetzt. An ihre ersten Gespräche in Vietnam kann sie sich noch lebhaft erinnern: „Wir mussten die Vietnamesen förmlich überreden, sich helfen zu lassen. Die dachten wohl, da kommen zwei Leute mit irgendeiner komischen Idee.“ George Mizo setzt für seine Überzeugung einiges aufs Spiel. Nur eine Woche nach einer Bypass-Operation sitzt er im Flieger nach Vietnam. Ob George dachte, die Zeit läuft ihm davon? Rosi Mizo weiß es nicht: „Ich glaube, er wollte einfach was machen, was anpacken.“

Im Oktober 2000 bekommt George Mizo für seine Arbeit für das „Dorf der Freundschaft“ als erster und bislang einziger Amerikaner die Freundschafts-Medaille der Sozialistischen Republik Vietnam. Ihm gratuliert sogar Vietnams berühmtester General: Vo Nguyen Giap, enger Vertrauter Ho Chi Minhs und Kommandierender während des französischen und amerikanischen Vietnam-Krieges.

Der Vietnam-Krieg dauerte 30 Jahre. 1945 proklamierte Ho Chi Minh die Unabhängigkeit des unter französischer Kolonialverwaltung stehenden Landes. Es folgte die erste Phase der Indochina-Kriege. Die französische Niederlage war 1954 mit der Einnahme der Dschungel-Festung Dien Bien Phu besiegelt. Das Genfer Indochina-Abkommen von 1954 teilte das Land provisorisch entlang des 17. Breitengrades in eine nördliche und eine südliche Zone. Nordvietnam entwickelte sich zu einer kommunistischen Volksrepublik, Südvietnam wurde eine pseudo-demokratische Präsidialrepublik. 1956 weigert sich der Süden, die vorgesehene Volksabstimmung über die Wiedervereinigung abzuhalten, da sich eine kommunistische Mehrheit abzeichnet. Daraufhin unterstützt Nordvietnam kommunistische Guerillas im Süden. Weil sie fürchteten, dass nicht nur Vietnam, sondern auch andere südostasiatische Staaten kommunistisch werden (Domino-Theorie), griffen die USA in den Konflikt ein. Sie entsendeten ab 1961 zunächst Militärberater und ab 1964 eigene Bodentruppen – die zweite Phase der Indochina-Kriege. Die amerikanischen Soldaten konnten das Einschmuggeln von Soldaten und Material aus Nordvietnam in den Süden nicht verhindern – trotz

massiver Bombenangriffe auf den Norden und dem flächendeckenden Einsatz von dioxinhaltigen Entlaubungsmitteln. 1969 begannen sie mit dem schrittweisen Abzug ihrer Truppen, 1973 wurde der Vietnamkrieg durch das Pariser Waffenstillstandsabkommen formell beendet. Die Kämpfe endeten jedoch erst am 30. April 1975, als nordvietnamesische Truppen Saigon, die Hauptstadt des Südens, eroberten. Seitdem ist Vietnam eine Sozialistische Volksrepublik.

4. Der Krieg ist immer da

VAN CANH. Luyen weiß nichts vom Krieg – aber sie spürt ihn jeden Tag; immer, mit jeder Bewegung. Luyen ist ein hübsches 15jähriges Mädchen, vielleicht ein wenig klein für ihr Alter. Sie ist schüchtern, mit großen braunen Augen und einem scheuen Lächeln, das, wenn sie sich sicher fühlt, in ein gigelndes, ansteckendes Lachen übergeht.

Luyen sieht immer ein wenig so aus, als ob sie fragend die Schultern hochzieht. Fast scheint es, als ob der Kopf zu tief angebracht wurde – die Schultern reichen ihr bis zu den Ohren. Es liegt an der Wirbelsäule. Sie ist dermaßen stark S-förmig gekrümmt, dass der Brustkorb weit nach vorne verschoben ist und sie ein Hohlkreuz hat. Sie hat Rückenschmerzen, Schwierigkeiten mit dem Atmen und wenn sie geht, watschelt sie immer ein wenig.

Luyen ist intelligent, sie weiß, dass ihr Leiden irgendwie mit einem Krieg zusammenhängt, von dem sie nichts weiß – außer, dass ihr Großvater mitgekämpft hat.

Dem Krieg hat Luyen ihre Luftnot und ihre Schmerzen zu verdanken. Aber jetzt geht es ihr besser denn je. Seit vier Monaten lebt sie im „Dorf der Freundschaft“ bei Hanoi. „Ich bin so froh“, sagt sie, „endlich Kinder mit den gleichen Problemen.“ Ihre beste Freundin Binh ist kleinwüchsig – nur einen Meter ist sie groß und wächst nicht mehr. Die Hände und Füße des 17jährigen Hung sind im rechten Winkel nach innen gedreht. Nur mit äußerster Mühe kann er greifen und laufen. Der kleine Loan hat einen eingefallenen Brustkorb – jeder Wetterumschwung bedeutet für ihn eine Qual. Die 16jährige Luu ist geistig verwirrt, reisst sich ständig ihre Haare aus und isst sie. Ein paar Beispiele nur von vielen. 70 behinderte Kinder leben in dem Dorf elf Kilometer westlich von Hanoi. Das Spektrum der Leiden umfasst alles, was sich an Behinderungen vorstellen läßt – von körperlich bis geistig.

Den Namen George Mizo haben Luyen und die meisten der Kinder im Dorf der Freundschaft schon einmal gehört – einige haben ihn sogar bei seinem letzten Besuch im Herbst 2000 getroffen. Der Name Mizo steht auch auf der fahngeschmückten Tafel im Eingangsbereich des Dorfes.

Wo früher einmal ein Reisfeld war, stehen jetzt acht große weiße Häuser, eine kleine Krankenstation und ein langgestrecktes Gemeinschaftshaus mit Klassenräumen und Speisesaal. Es gibt einen Spielplatz, einen Fischteich, einen Schweinestall, das Dorf züchtet Pilze, Heilpflanzen und Bananen – und im Stall hinter der Küche warten ein paar Ferkel auf ihr Ende im Wok.

In den Häusern leben die Kinder zu dritt oder viert in einem Zimmer. Jedes Kind hat ein eigenes Bett und einen kleinen Metallschrank für seine Sachen – schlicht und einfach, aber für Kinder, die zu Hause mit ihren Geschwistern meist in einem Bett schlafen müssen, der pure Luxus. Für jedes der Häuser ist eine „Hausmutter“ zuständig. Sie putzt, wäscht die Kleidung der Kinder und sorgt dafür, dass alle rechtzeitig aufstehen und zu Bett gehen.

„Das Beste am Dorf“, sagt der kleine verschmutzte Loan, „ist, dass es hier dreimal täglich was zu essen gibt.“ Für manche der Kinder gab es zu Hause nur eine Schüssel Reis am Tag – die meisten kommen aus armen Bauernfamilien. Eine Schulausbildung wäre nicht möglich gewesen. Ins Dorf der Freundschaft kommen jeden Morgen zwei Lehrerinnen.

Luyen kann schon gut schreiben und rechnen – sie weiß, dass sie trotz ihres Leidens privilegiert ist. Denn viele der Kinder haben noch kranke Geschwister – doch die mussten zu Hause bleiben. Denn das Dorf der Freundschaft nimmt pro Familie nur ein Kind auf. So soll eine Bevorzugung vermieden werden. Die Auswahl ist einfach: Ins Dorf kommt das Kind, dem noch am ehesten geholfen werden kann.

Neben den Kindern leben hier 30 Kriegsveteranen, meist Männer. Sie alle sind krank, die meisten haben Krebs. Die Kinder dürfen maximal drei Jahre bleiben, die Veteranen ein halbes Jahr. Eine Gemeinschaft auf Zeit. Doch es gibt nicht allzu viele Berührungspunkte. Die Männer wollen meist unter sich bleiben. Für sie ist der Aufenthalt im Dorf so etwas wie eine Kur, ein paar Monate, in denen sie nicht ihren Familien verpflichtet sind; Tage, die ihnen ganz allein gehören. Sie sehen fern, lesen, spielen Karten, bekommen ebenfalls drei Mahlzeiten täglich. Im Grunde nicht viel, aber auch für diese Männer ein unerhörter Luxus.

Luyen und die anderen Kinder lernen jeden Nachmittag das Basteln von Seidenblumen. Die sind in Vietnam gefragt, zu Geburtstagen, Festen oder Beerdigungen – und das Dorf kann ein bisschen Geld damit verdienen.

Luyen hat einen Bruder und zwei Schwestern, sie sind gesund. Ein weiterer Bruder ist mit 21 Jahren an Krebs gestorben. Ob es mit Agent Orange zusammenhängt? Niemand weiß es.

Das Entlaubungsgift Agent Orange bekam seinen Namen von den orange-farbenen Banderolen auf seinen Fässern. 72 Millionen Liter der Pflanzengifte Agent Orange, Agent Blue und Agent White versprühte die amerikanische Armee im Rahmen der „Operation Ranch Hand“ in den Jahren 1962 bis 1970 über Zentral- und Südvietnam – 44 Millionen Liter davon Agent Orange.

Das Gift, dessen Name zum Synonym für den chemischen Krieg der Amerikaner in Vietnam geworden ist, enthielt 2,3,7,8-tetrachlorodibenzo-p-dioxin, kurz TCDD, eine besonders gefährliche Form von Dioxin. Insgesamt rieselten über Vietnam mehr als 250 Kilogramm Dioxin zu Boden. Zum Vergleich: 200 Gramm Dioxin verursachten 1976 das Unglück von Seveso in Italien. Durch die Entlaubungsgifte sollte dem unsichtbaren Feind das schützende Dschungeldach geraubt und die Nahrungsgrundlage zerstört werden. So sollte das Einsickern von Soldaten und Material aus dem Norden nach Südvietnam verhindert werden.

5. Der weiße Nebel

HANOI. Als die silbern glänzenden Flugzeuge zum ersten Mal diesen feinen weißen Nebel versprühten, wusste Le Cao Dai nicht, wie dies sein Leben und sein Land verändern würde. „Ich wusste, dass irgend etwas Seltsames passiert. Ich habe mich hingeworfen, eine Nylonplane über mich gezogen und mit einem Handtuch Mund und Gesicht bedeckt.“

Dr. Le Cao Dai war Direktor eines Dschungel-Hospitals im zentralen Hochland von Vietnam, verantwortlich für 400 Mitarbeiter und knapp 1.000 Patienten.

„Es war ein chemischer Regen. Als die Flugzeuge weg waren, konnte man die Chemikalien riechen – doch es schien erst nichts zu passieren.“ Aber innerhalb kürzester Zeit verloren die Bäume ihre Blätter; welkten Maniok, Reis und Gemüse, die Le Cao Dai für seine Patienten hatte pflanzen lassen.

„Für Menschen schien das alles nicht gefährlich zu sein, war unser erster Eindruck“, sagt Le Cao Dai. Seine Soldaten hätten sogar die Fische, die tot im Bach schwammen, herausgeholt und gegessen.

Doch wenig später stieg die Zahl der Krankheiten und Todesfälle im Hospital stark an. „Viele starben an Krankheiten, die sie normalerweise überlebt hätten.“ Die Malariarate ging hoch; Krankheiten, die mit dem Immunsystem zusammenhingen, forderten viele Todesopfer – allein 20 Mitarbeiter seines Stabes. Es traten verstärkt Krebsfälle auf, viele Männer überlebten einen normalerweise harmlosen Durchfall nicht. Bei einer Autopsie eines solchen Patienten wunderte sich Le Cao Dai: „Seine Darmwände waren so dünn, man konnte fast durchschauen.“

Es hatte sich etwas verändert. Aber was, das war nicht klar: „Wir wussten alles. Wir wussten, dass die Zahl der Erkrankten gestiegen war; wir wussten, woran diese Männer litten – was wir nicht wussten, war der Grund dafür. Wir vermuteten, dass es etwas mit den Flugzeugen zu tun hatte und mit dem, was sie gesprüht hatten.“

1970 wurde Le Cao Dai zurück in den Norden beordert zu einer Konferenz über das mysteriöse Sterben. Von Dr. Ton That Tung, einem berühmten Chirurgen, hörte er zum ersten Mal das Wort „Dioxin“. Dr. Ton That Tung war der vietnamesische Pionier in Sachen Agent Orange.

Dr. Ton That Tung bat ihn, beim nächsten Auftreten von Leberkrebs eine Probe nach Hanoi zu schicken. Le Cao Dai lächelt ein wenig bei der Erinnerung daran: „Das war völlig unmöglich. Mindestens drei Wochen wäre die Probe unterwegs gewesen. Wie hätte sie damals gekühlt werden sollen? Außerdem: Wir hatten wichtigere Dinge zu transportieren.“

Trotz der Proteste von amerikanischen Wissenschaftlern, darunter 17 Nobelpreisträger, und deren Forderung nach einem Stopp der Entlaubungsflüge hielt die US-Armee an dem Versprühen von Agent Orange und den anderen Giften fest: Die verwendeten Mittel seien „nicht giftiger als Aspirin“ versprach das Militär Mitte der 60er Jahre. Bis 1971 wurden rund 9.500 Sprüheinsätze in Vietnam geflogen. Dabei wurden rund 17 Prozent der Wälder und Äcker zerstört. Nach vietnamesischen Angaben sind mehr als 17 Millionen Menschen dem Gift ausgesetzt gewesen.

6. Die letzte Schlacht des Krieges

VAN CANH. Der Krieg hat sein Leben geprägt – und er lässt es nicht mehr los: Nguyen Khai Hung half schon mit elf Jahren als Botenjunge im Kampf gegen die Franzosen, wurde später Major und arbeitete im Krieg gegen die Amerikaner als Chirurg im CuChi-Tunnelsystem in der Nähe von Saigon. Später leitete er ein Krankenhaus und machte Karriere im Arbeitsministerium. Jetzt, mit 66 Jahren, könnte er sich schon längst zur Ruhe gesetzt haben. Doch er kämpft wieder eine Schlacht. Es ist die letzte dieses langen Krieges: Die Schlacht der Kinder des Krieges.

Nguyen Khai Hung ist Direktor des Dorfes der Freundschaft in Van Canh bei Hanoi. Er sagt von sich, er habe im Krieg großes Glück gehabt. Jetzt wolle er denen ein bisschen zurückgeben, die solches Glück nicht gehabt hätten.

Unter einem Bild von Ho Chi Minh empfängt der Direktor seine Besucher. Ho Chi Minh, der selbst nie Kinder hatte, hält ein kleines Mädchen im Arm und lächelt milde. Doch Direktor Hung sind die Bilder auf der anderen Seite des Raumes viel wichtiger: Fotos aller Kinder des Dorfes hängen hier. Ob Luyen, Binh, Hung, Loan oder Luu – Direktor Hung kennt die Krankengeschichten all seiner Schützlinge, weiß, aus welcher Provinz das Kind stammt, was seine Eltern im Krieg getan haben und wieviel es gewogen hat, als es ins Dorf kam.

Bis zu 120 Einzelbesucher und Besuchergruppen führt Nguyen Khai Hung pro Jahr durch das Dorf – Veteranen, Spender, Touristen. Jeder, der sich für

das Schicksal der Kinder interessiert, ist willkommen – schließlich ist jeder ein potentieller Unterstützer.

An diesem Morgen führt Direktor Hung einen Auslandsvietnamesen durch das Dorf. Der junge Mann, offenbar in Russland zu Geld gekommen, bedankt sich am Ende bewegt und überreicht einen prall gefüllten Umschlag.

Doch trotz solcher Besuche und dem unermüdlichen Spendensammeln von Veteranenorganisationen auf der ganzen Welt: Geld fehlt dem Dorf immer. 65.000 Dollar im Jahr benötigt das Dorf, um seinen Betrieb aufrecht zu erhalten. Darin sind noch keinerlei Kosten für Modernisierung, Neuanschaffungen oder Operationen enthalten. Da muß Dorfarzt Dr. Tao weiterhin mit seinem alten Latein-Lexikon die Beipack-Zettel der gespendeten Medikamente nach den Wirkstoffen übersetzen, weil für teure Medikamente kein Geld da ist. Und da muß weiterhin Direktor Hung auf seine alten Kontakte vertrauen.

Wenn etwa die elfjährige Tam am Knie operiert werden muss, damit sie wieder laufen kann, dann fährt Direktor Hung mit ihr ins Krankenhaus nach Ba Vi, eine Stunde westlich von Hanoi. Hier war er nach dem Krieg Direktor, hier kennt er noch viele Ärzte. Die operieren dann schon mal zwischen zwei regulären Operationen ein Kind aus dem Dorf – unentgeltlich natürlich.

Tams Vater ist Reisbauer – er hätte sich die teure Operation niemals leisten können. Vielleicht 150 Dollar hätte sie gekostet – bei einem vietnamesischen Durchschnittsverdienst von weniger als zwei Dollar am Tag unbezahlbar. Direktor Hung sagt, er kann nur hoffen, dass die Ärzte weiter den Kindern kostenlos helfen – oder dass sich Spender für Operationen finden lassen. Wie bei dem neunjährigen Luong. Er hat einen vergrößerten Schädel, einen Wasserkopf, infolge übermäßiger Flüssigkeitsansammlung in den Hirnhöhlen. Der Druck in seinem Kopf soll durch eine Operation in Hanoi gelindert werden. Die 700 Dollar dafür bezahlt das niederländische Unterstützungskomitee des Dorfes.

Die Einstellung der Entlaubungsflüge erfolgte 1970. Wissenschaftler hatten festgestellt, dass einer der Bestandteile von Agent Orange bei Labortieren Geburtsschäden hervorrief. Daraufhin ordnete Präsident Nixon einen Stopp der Flüge an. Der militärische Erfolg hatte sich ohnehin in Grenzen gehalten: Die Nachschubwege des Vietcong hatten nicht entscheidend gestört werden können.

7. Das Horrorkabinett

HANOI. Die Karten sollen von der CIA sein. Eingehftet in eine dicke blaue Mappe zeigen sie gelbe, rote, grüne und blaue Striche. Es sind viele Karten, es sind viele Striche. Sie kreuzen sich, überlagern sich, bilden große bunte Muster auf der lang gestreckten Silhouette von Vietnam. Jeder Strich ein Flug, jeder Flug Gift, Verderben und Tod. Es sind hunderte, tausende, die Hoang

Dinh Cau in seiner blauen Mappe dokumentiert hat. Flüge der amerikanischen Luftwaffe über Vietnam von 1961 bis 1970. Im Bauch der Flugzeuge Pflanzenvernichtungsmittel. Bis auf die letzte Gallone genau aufgezeichnet. 19.166.861 Gallonen, das sind 72 Millionen Liter, Agent Orange, Agent White, Agent Green – die Agenten des Todes. Harmlos klingende Namen, die für namenlosen Schrecken stehen.

Hoang Dinh Cau muss nur die nächste Mappe auf den Tisch legen und ein paar Seiten weiter blättern. Ein Foto von toten Hühnern, fein säuberlich aufgereiht. Von einem Wald. Vorher und nachher. Vorher: Eine undurchdringliche Masse. Nachher: Nur noch Baumstümpfe auf braungrauem Untergrund. Der Tod für Pflanzen und Tiere kam schnell. Er war, wenn man so will, gnädig. Die Menschen mussten länger leiden.

Hoang Dinh Cau blättert weiter. Der Mann auf einem der vielen Fotos sieht aus, als ob ihm eine riesige Kartoffelknolle aus dem Gesicht wächst. „1965. Hautkrebs“, sagt Hoan Dinh Cau nur.

Das Foto hat er schon hunderte Male Besuchern gezeigt. Aus aller Welt kommen sie ihn in seinem kargen, nur mit einem Schreibtisch, Stuhl und einem Schrank eingerichteten Büro besuchen, – denn Hoan Dinh Cau ist der vietnamesische Experte für die Dokumentation der Folgen von Agent Orange. Wahrscheinlich weiß niemand im Land mehr über den chemischen Krieg, den die Amerikaner in Vietnam geführt haben, als der freundliche Professor.

Der kleine korrekt gekleidete Mann mit den buschigen Augenbrauen hat sich fast die Hälfte seines Lebens mit Agent Orange beschäftigt. Dinh Cau ist 84, wirkt aber deutlich jünger. Früher war er stellvertretender Gesundheitsminister, heute ist er Vorsitzender der Kommission 10/80, der nationalen Untersuchungskommission zu den Folgen von Agent Orange, gegründet im Oktober 1980. „Alles ist gut dokumentiert“ sagt Dinh Cau und blättert die nächste Mappe auf.

Ein Foto aus dem Jahr 1970 aus dem Tay-Ninh-Hospital. Ein Kind ohne Kopf und Arme – die Mutter gebar nur einen Rumpf. „Der Vater war Soldat. Wie bei den meisten hier“, sagt Dinh Cau und blättert weiter.

Es ist ein Horrorkabinett: Säuglinge ohne Arme, ohne Beine; eine Totgeburt ohne Gehirn; zusammengewachsene Kinder, mit Wasserköpfen, Händen wie Krallen, mit nur einem Auge auf der Stirn; ein Junge mit einer riesigen Zunge, viel zu groß für seinen Mund.

„Wenn sie nicht zeugungsunfähig geworden sind, dann ist jedes dritte Kind der Kriegsveteranen betroffen“, sagt Dinh Cau. 80.000 Opfer haben sie ausmachen können – doch das sind nur die sichtbaren Schäden; das, was man mit den Augen sehen kann. Die nicht so offensichtlichen Fälle sind dabei noch nicht einmal eingerechnet. Verwachsungen an der Wirbelsäule etwa. Professor Dinh Cau rechnet mit fast 120.000 Fällen.

Und es dürften noch viel mehr werden: Dinh Cau schlägt eine weitere Mappe auf. Es sind die Stammbäume der Familien. Weiße Kästchen: Gesunde Mitglieder einer Familie. Schwarze Kästchen: Kranke Mitglieder einer Familie. Wenn Vater und Mutter etwa Soldaten waren, dann ist die untere Reihe nahezu zwangsläufig schwarz. Es kommt aber auch vor, dass sich erst bei den Enkeln die Schäden zeigen.

In seinem jüngsten Bericht weist Professor Dinh Cau auf eine Familie hin, der 1996 ein Kind ohne Beine und mit krallenartigen Verwachsungen statt Fingern geboren wurde. Nur der Großvater dieses Kindes war im Krieg.

„Es zeigt sich, dass Dioxin die genetische Struktur verändert hat. Die Schäden können durchaus eine Generation überspringen.“ Auch mehr als 25 Jahre nach Kriegsende ist für Professor Dinh Cau der Krieg noch nicht vorbei. Es sei jetzt der Krieg der Kinder und Säuglinge: „Ich befürchte, dass eine ganze Generation geschädigter Kinder heranwächst.“ Bis Vietnam die Folgen dieses chemischen Krieges überwunden hat, wird es seiner Meinung nach bis 2050 dauern.

Die Folgen von Dioxin sind gut erforscht: Neben Krebserkrankungen im Bereich der Leber, des Verdauungsapparates, im Unterleib, an den Geschlechtsorganen und der Plazenta verursacht Dioxin auch unheilbare Nervenschäden, Lähmungen, Mehrfachmissbildungen und Schwachsinn. Rund eine Million Menschen leiden heute nach vietnamesischen Untersuchungen unter den Folgen des dioxinhaltigen Agent Orange. Nach einer Studie amerikanischer Forscher aus dem Jahr 1990 ist Agent Orange ein Risikofaktor für mindestens acht Krebsarten. In besonders stark versprühten Gebieten gibt es nach Angaben vietnamesischer Forscher erhöhte Krebsraten und Geburtsfehler. Mehr als dreimal so viele Kinder als anderswo seien geistig zurückgeblieben.

8. Nicht leben, nur überleben

TAN HOA. Der Boden zwischen den beiden Hütten ist staubig, es hat lange nicht mehr geregnet. Thuan krabbelt auf allen vieren über den Boden, in die Hütte mit der Kochstelle. Er weiß, es gibt gleich Essen. Ein Schälchen Reis für ihn, seine drei Brüder und seine Eltern – mehr nicht. Thuan kann nicht sprechen, er schielt und wackelt immer wieder ruckartig mit dem Kopf. Thuan hockt sich in eine Ecke. Er kann nicht stehen, er kann auch nicht laufen – er kann nur kriechen. Thuan ist 22 Jahre alt. Seine Brüder Lam, Luy und Hoang kommen über den Hof gekrochen – auch sie auf allen vieren, auch sie haben nie laufen gelernt. Sie sind 12, 15 und 17 Jahre alt.

„Wenn ich gewußt hätte, dass es so kommt, hätte ich niemals Kinder gekriegt“, sagt die Mutter Thu Dan. Die harte Arbeit in den Reisfeldern haben das Gesicht und die Hände der 50jährigen gezeichnet. Tiefe Falten,

dicke Schwielen. Im Reisfeld stand sie auch, als die amerikanischen Flugzeuge kamen: „Sie warfen keine Bomben wie sonst, sie sprühten einen weißen Nebel.“ Sie habe an ihrem Körper nichts gespürt, sagt sie, nur die Bäume hätten ihre Blätter verloren. Der weiße Nebel schien auch keine Auswirkungen zu haben, Thu Dan und ihr Mann Tram bekamen drei gesunde Kinder. Eine Tochter ist verheiratet und lebt im Norden, ein Sohn studiert an der Universität in Hue und ein weiterer ist Reisbauer wie der Vater. Die Reisqualität im Dorf Tan Hoa im District Cam Lon in der Mitte Vietnams ist schlecht, es gibt wenig Geld dafür. Deshalb sammelt Vater Tram seit dem Kriegsende Metall. Ein gefährlicher Job – allein im Jahr 2000 sind in Vietnam mehr als 30 Menschen durch explodierende Minen oder Blindgänger ums Leben gekommen. Für 20 Kilo bekommt er einen Dollar, das ist mehr als er mit seinem Reis verdienen kann. Meist schafft er die 20 Kilo an einem Tag, denn hier in der Umgebung liegen tonnenweise Bombenteile und Minen im Boden. Das Metallsuchgerät, das Tram sorgsam zusammensetzt und gerne vorführt, ist denn auch der wertvollste Besitz der Familie.

Das Metallsuchen sichert der Familie die Existenz – aber es hat vielleicht auch das Leid über sie gebracht. Mutter Thu Dan vermutet einen Zusammenhang zwischen der Metallsuche in den besprühten Gebieten und der Krankheit ihrer Söhne: „Als unsere ersten drei Kinder geboren wurden, hat Tram noch kein Metall gesucht.“

In dem abgelegenen Dorf konnte ihren Söhnen nicht geholfen werden – die Distrikthauptstadt Dong Ha mit einer Therapieeinrichtung für behinderte Kinder ist mehr als eine Autostunde entfernt. Und die Kinder abzugeben, daran hat Thu Dan nicht einen Moment gedacht. Der Staat hat der Familie ein paar Pfefferbäume finanziert – damit lässt sich ein bisschen zusätzliches Geld verdienen. Es ist ein Überleben, kein Leben. Der 53jährige Tram formuliert es mit asiatischer Zurückhaltung: „Wenn ich wüsste, daß die Amerikaner daran schuld sind, dann würde ich sie hassen.“

9. Alte Feinde, neue Freunde

VAN CANH. „Wahrscheinlich haben wir sogar aufeinander geschossen, ein paar der Männer hier und ich. Wir waren zur gleichen Zeit am gleichen Ort – da müssen wir aufeinander geschossen haben.“ Die Veteranen in den schlafanzugähnlichen Anzügen lachen – auch wenn sie kein Wort verstanden haben. Denn Suel hat sich beim Reden einen der Männer gegriffen und an sich gedrückt – eine Geste der Zuneigung, zu verstehen auch ohne Worte.

Es gab Jahre, da hätte sich Suel Jones nicht träumen lassen, einmal nach Vietnam zurückzukehren – geschweige denn, einen nordvietnamesischen Soldaten

zu umarmen. Vietnam existierte für ihn nur noch in seinen Alpträumen. „Ich habe 25 Jahre lang versucht, alles zu vergessen. Ich habe niemals drüber geredet. Ich habe mir niemals eingestanden, was wirklich passiert ist.“

Auch heute noch wird der sonst so redselige 55jährige wortkarg, wenn es um seine eigenen Vietnam-Erlebnisse geht: „Ich würde sagen, alles hier war schlecht. Ich kann mich an nichts Gutes erinnern. Es ist schlimm, das zu sagen, aber ich habe einfach keine positiven Erfahrungen gemacht.“

Er sagt es leise, als ob die ehemaligen vietnamesischen Soldaten ihn verstehen könnten, als ob er sie nicht verletzen will.

Suel Jones kam Mitte Mai 1968 nach Vietnam. „Ich habe die meiste Zeit draußen im Busch verbracht. Ich war das, was wir einen Grunzer nannten, ein Kampfschwein.“ Zweimal wurde er verletzt, sein Dienst endete am 1. Juni 1969. Dürre Daten, doch mehr will er nicht preisgeben. Über die Zeit nach dem Krieg schon eher.

„Mein Onkel war im Krieg, mein Vater war im Krieg. Sie kamen zurück, sie waren Helden, denn sie hatten Nazi-Deutschland besiegt. Wir kamen zurück und niemand bejubelte uns, wir wurden beschimpft. Ich habe einfach nicht über Vietnam geredet. Anders war es nicht zu ertragen.“

Er absolvierte eine Ausbildung als Mühlenbauer, studierte dann Journalismus und schrieb für verschiedene Zeitungen in Texas. „Aber ich hatte irgendwann die Nase voll von Texas.“ Er zog nach Alaska und arbeitete in seinem alten Beruf. „Ich traf dann Michael Cull, auch ein Vietnam-Veteran. Er überzeugte mich, dass es an der Zeit wäre etwas zu tun, dass ich es nicht immer vermeiden könnte über Vietnam zu reden. Ich habe dann eine Psychotherapie gemacht, mir alles von der Seele geredet. Seitdem rede ich über Vietnam.“

Suel reiste mit Michael Cull nach Vietnam – eine Reise in die eigene Vergangenheit als Therapie. Cull ist ein Freund von George Mizo, dessen Dorf der Freundschaft gerade eröffnet wurde. „Da wusste ich: Das ist es! Hier ist mein Platz, hier kann ich helfen“ sagt Suel. Er besuchte das Dorf immer wieder, zog im Herbst 2001 sogar ganz von Alaska nach Hanoi. Aus dem Dorf der Freundschaft ist er seitdem nicht mehr wegzudenken: Er organisiert Besuche, verschaffte dem Dorf einen Internet-Anschluss und sieht sich selbst als „Mädchen für alles“ – es ist seine persönliche Wiedergutmachung. „Ich schulde es mir selbst, diesem Land etwas zurückzugeben. Wir haben diesem Land eine Menge angetan. Und ich denke, was wir hier gemacht haben, war falsch. Wir schulden diesem Land eine Menge – und ich glaube auch, dass wir eine Menge von diesen Leuten lernen können. Denn sie haben mir vergeben, sie haben uns vergeben. Aber ich glaube noch nicht, dass wir uns selbst vergeben haben.“

Direktor Hung hat sich zu der kleinen Gruppe auf dem Dorfplatz gesellt. Ihn verbindet mit Suel Jones sichtbare Sympathie – aus alten Feinden sind neue Freunde geworden. „Ich habe einen riesigen Respekt davor, was diese

Leute im Krieg geleistet haben“, sagt Suel. Für Direktor Hung sind Männer wie Suel der „Beweis dafür, dass auch die Amerikaner gute Menschen haben. Ich glaube, dass die amerikanische Regierung irgendwann ihre Fehler in der Vergangenheit einsehen wird, uns die Hand reicht und uns den Schmerz, der uns zugefügt wurde, wieder gut machen wird.“

Solche Hoffnungen hat Suel allerdings nicht. Das amerikanische Komitee für das Dorf der Freundschaft hat große Schwierigkeiten, in den USA Geld zu sammeln: „Die meisten Leute in den USA wollen nicht einmal über Vietnam nachdenken. Und ganz sicher wollen sie nicht über Agent Orange reden. Vietnam hat das ganze Gefüge unseres Landes verändert. Es hat das gesamte amerikanische Selbstverständnis geändert. Wir Amerikaner wollen damit nichts zu tun haben. Wir denken immer, wir machen alles richtig. Wir sind noch nicht an dem Punkt, an dem wir merken, dass wir eine Menge falsch gemacht haben – und wir wollen auch gar nicht an den Punkt kommen.“ Es ist ein rhetorischer Kniff mit dem es Suel gelingt, dennoch einige Dollar zusammen zu bekommen – insbesondere bei den amerikanischen Kriegsveteranen: „Die amerikanische Regierung hat über den Krieg gelogen – aber nicht der einzelne Soldat. Männer wie ich haben gedacht, dass wir das Richtige tun, wenn wir hierher kommen. Wir haben in unseren Herzen geglaubt, dass wir den Menschen hier helfen – unsere Regierung hatte uns das schließlich gesagt. Und wir glaubten unserer Regierung zu diesem Zeitpunkt noch. Und der Einsatz für das Dorf der Freundschaft ist eine Möglichkeit Gutes zu tun. Wir sind hierher gekommen, um Gutes zu tun – lasst es uns jetzt fortsetzen und beenden. Wenn man dies erst realisiert, dann verändert das alles. Keine Schuld mehr, kein Recht oder Unrecht, kein Sieger oder Verlierer. Nur den Menschen helfen. Wirklich einfach.“

Mehr als 200.000 US-Soldaten wurden ebenfalls Opfer der Verseuchung mit Agent Orange. So leiden überdurchschnittlich viele Kinder von US-Veteranen an Geburtsfehlern, etwa einer offenen Wirbelsäule. Veteranenorganisationen in den USA strengten eine Klage gegen die Chemiekonzerne an, die die Herbizide produziert hatten. Der Rechtsstreit endete 1984 mit einem außergerichtlichen Vergleich: Die sieben Hersteller, unter denen Dow Chemical und Monsanto die Hauptlieferanten waren, kauften sich mit 180 Millionen Dollar frei. Ihre Bedingung war, die Akten für immer zu schließen. Die geschädigten Vietnam-Veteranen, darunter auch George Mizo, erhielten 5.000 Dollar Entschädigung. Die Frage nach Zahlungen für unschuldige vietnamesische Zivilisten war nicht aufgeworfen worden.

10. Der Kampf gegen die Uhr

HANOI. Wenn er das Wort Kompensation hört, dann ist es mit der asiatischen Gelassenheit von Le Cao Dai vorbei. Da lehnt er sich aus seinem bequemen Sessel nach vorne, wird deutlich lauter und die Augen blitzen angriffslustig: „Das ist nicht fair. Amerikanische Veteranen bekommen Kompensation von ihrer Regierung, ebenso Südkoreaner und Australier. Sie bekommen Kompensation, weil sie Agent Orange in Vietnam ausgesetzt waren. Sie alle hatten nur einen Aufenthalt in Vietnam von einem Jahr und die Spray-Operationen haben auch nicht über ihrem Kopf stattgefunden. Aber sie fanden an unseren Orten statt, über vietnamesischen Dörfern und unsere Leute müssen dort ihr ganzes Leben lang leben.“

Viele dieser Menschen in den am meisten verseuchten Gebieten hat Professor Le Cao Dai selbst besucht, hat sie untersucht, hat Bodenproben genommen. Der 71jährige ist Direktor des Fonds für Agent Orange-Opfer des vietnamesischen Roten Kreuzes, Autor von Büchern über Agent Orange und Mitherausgeber einer internationalen Studie über die Folgen des Entlaubungsgiftes.

„Wir haben erst vor einem Jahr Blutproben der Bewohner von Bien Hoa im Süden Vietnams in einem unabhängigen Labor in Hamburg analysieren lassen. Bien Hoa in der Nähe von Saigon diente während des Krieges als größter US-Flugzeugstützpunkt und als Chemielager. Die Blutwerte von TCDD, dem besonders wirksamen und Krebs erregenden Dioxin, waren bei einigen Versuchspersonen 135 Mal höher als Vergleichs-Blutproben in Hanoi, wo kein Agent Orange eingesetzt wurde.“

Für Professor Le Cao Dai besteht kein Zweifel, dass es einen direkten Zusammenhang zwischen dem Versprühen von Agent Orange und den Missbildungen von Kindern in Vietnam gibt: „Viele Untersuchungen sind von uns selbst vorgenommen worden. Ebenso in Kooperation mit amerikanischen, deutschen oder kanadischen Wissenschaftlern. Aber bis heute hat sich die amerikanische Regierung geweigert, die Ergebnisse all dieser Forschungsarbeiten anzuerkennen. Sie sagen, sie benötigen immer noch mehr Untersuchungen, um überzeugt zu sein, dass Agent Orange und Dioxin der Grund sind.“ Ein armes Land wie Vietnam könne sich aber solche Untersuchungen nicht leisten. Jede einzelne Boden- oder Gewebeprobe koste 500 Dollar. Außerdem gebe es weltweit nur wenige Labors, die in der Lage seien, Dioxin-Tests fachgerecht auszuführen – in Vietnam kein einziges.

Seiner Meinung nach will die amerikanische Regierung vor allen Dingen eine möglicherweise milliardenschwere Klage vermeiden und setze dabei auf den Faktor Zeit. Denn mehr als 25 Jahre nach dem Krieg verschwinden die Chemikalien im Boden ganz langsam aber sicher, werden von Monsunregen und Fluten weggewaschen – für die vietnamesischen Forscher gewissermaßen ein

Kampf gegen die Uhr. Dies und der Mangel an erhobenen Daten machen es schwer, die Auswirkungen des Gifteinsatzes einwandfrei zu beweisen.

Dennoch sorgen immer wieder wissenschaftliche Untersuchungen für alarmierende Erkenntnisse: So haben kanadische Umwelt-Experten im isolierten Aluoi-Tal, 65 Kilometer westlich von Hue nahe der Grenze zu Laos, einen Dioxinwert festgestellt, der den in Kanada zulässigen Grenzwert um 9.000 Prozent übersteigt. Sowohl die Angehörigen der älteren als auch der jüngeren Generation hatten beträchtlich höhere Dioxin-Konzentrationen im Blut als ihre Landsleute in Nordvietnam, wo Agent Orange nicht zum Einsatz kam. Das Aluoi-Tal war im Krieg schwer umkämpft, zahlreiche Gifteinsätze sind hier geflogen worden. In Kanada, so das Fazit der Untersuchung, würde man den gesamten Boden der Gegend großflächig abtragen und verbrennen.

Die Frage der Entschädigungen für die Gifteinsätze bleibt auch nach der Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen den USA und Vietnam 1995 problematisch. Ein Grund war der Streit darüber, ob amerikanische Wissenschaftler an der Untersuchung der Folgeschäden beteiligt werden sollen. 1995 ließ Vietnam ein US-Forscherteam ins Land, verbot aber die Mitnahme der Boden- und Lebensmittelproben. Bei dem ersten Besuch eines US-Verteidigungsministers in Vietnam sagte William Cohen im März 2000, dass die Frage von Agent Orange und Dioxin mit Vietnam „auf einer wissenschaftlichen Ebene behandelt werden soll“.

11. „Wir müssen uns selbst retten“

HUE. Nguyen Viet Nhan kommt mit dem Motorbike. Eines, wie es hier jeder hat, Honda, 50 Kubik. Seines ist schon etwas älter, der Sozius muss auf dem ungepolsterten Gepäckträger Platz nehmen. Das ist fatal, denn die Straßen sind nicht die Besten und er scheint seinen ganzen Ehrgeiz daran zu setzen, möglichst schnell zu sein und möglichst wenig zu bremsen. „Das ist meine Heimatstadt, ich kenne hier jeden Winkel“, versucht er aufkeimende Sorgen auf dem Rücksitz zu zerstreuen.

Immerhin, eine halbe Stunde später ist sein Haus erreicht. Dezentere Wohlstand, abzulesen nur an Details. Etwa daran, dass beide Kinder ein eigenes Zimmer haben oder es für jeden ein kleines Glas französischen Rotwein gibt.

Schon nach dem ersten Schluck kommt Nguyen Viet Nhan zur Sache: „Wir können unsere Probleme nicht mit Forschung lösen.“ Eine erstaunliche Aussage für jemanden, der über Jahre hinweg nichts anderes tat. Dr. Nguyen Viet Nhan ist Chef des Department of Human Physiology an der Universität von Hue. Hier, in der Mitte des Landes, in einer der im Krieg meist umkämpf-

ten Zonen, hat sich der Mediziner mit den Auswirkungen von Agent Orange auf die Menschen beschäftigt.

„Im Vergleich zu Regionen des Landes in denen nicht gesprüht wurde, haben wir hier eine Vielzahl von Geburtsschäden“, sagt Dr. Nhan. Am 17. Breitengrad vegetieren dreimal mehr geistig oder körperlich schwer Behinderte als im Rest von Vietnam. Nhan selbst ist über das Land gefahren, hat Familien besucht und sich die Kinder angeschaut, die von ihren Eltern aus Scham weggesperrt und versteckt werden.

Die Liste der hier auftretenden Geburtsdefekte kann er im Schlaf herunterbeten: „Die Kinder haben Wasserköpfe, Klumpfüße, manchmal wachsen ihnen die Fußstummeln direkt aus dem Unterleib, viele haben keine Augen, sind debil oder taub.“

Die Forschung allein, das Zuschauen, Zählen und Katalogisieren hat er bald nicht mehr ausgehalten: „Wir können nicht warten. Die Kinder brauchen die Hilfe jetzt.“

Die sei von den Amerikanern nicht zu erwarten. Ihr Argument laute: Es müsse erst durch Forschung bewiesen werden, dass die Geburtsschäden in Vietnam in Zusammenhang mit Agent Orange stehen. „Wir müssen uns doch nur einmal ein paar Dinge vor Augen halten. Erstens ist es doch wissenschaftlich zweifelsfrei erwiesen, dass Dioxin hochgiftig ist. Agent Orange ist ein dioxinhaltiges Gift. Warum eigentlich müssen wir jeden überzeugen, dass Dioxin auch für Vietnamesen giftig ist? Außerdem haben auch amerikanische Soldaten Schäden davongetragen. Und das, obwohl deren Dienstzeit hier in Vietnam in der Regel nur ein Jahr betrug und sie nicht hier weiter leben müssen. Und Kinder von amerikanischen Vietnam-Veteranen erkranken überdurchschnittlich häufig an Leukämie oder kommen verkrüppelt auf die Welt.“ Ein Verweis auf die wissenschaftliche Ebene sei daher nichts anderes als ein Spiel auf Zeit.

Dass amerikanische Vietnam-Veteranen Kompensations-Zahlungen für ihre Kriegsschäden bekommen und die Vietnamesen nicht, darüber will sich Dr. Nhan schon gar nicht mehr aufregen. Ein kurzes Nippen am Rotweinglas: „Wir müssen uns selbst retten. Wir können hier nicht sitzen und auf Kompensation warten.“ Aus seiner Enttäuschung über die vietnamesische Regierung macht er keinen Hehl: Angesichts wirtschaftlicher Interessen müssten die Opfer wohl hintenanstehen. Die gute Zusammenarbeit mit den USA sei jetzt offenbar wichtiger als die Hilfe für die Opfer von Agent Orange.

Dr. Nanh wollte aber nicht mehr länger warten: So wurde aus dem Wissenschaftler ein Spendensammler und Manager des „Office of Genetic Counseling and Disabled children“ (OGCDC), einer Organisation, die sich um Kinder mit Geburtsdefekten kümmert. „Wir sammeln im Ausland Geld für Operationen. Vielen Kindern kann oft schon durch eine einfache Operation zu einem norma-

len Leben verholpen werden. Aber das Geld dafür ist in Vietnam einfach nicht da. Die Familien können sich das nicht leisten.“ 120 Dollar kostet etwa die Beseitigung einer Hasenscharte, bis zu 1.600 Dollar die Operation eines Herzfehlers. Auch die Eltern werden von der OG CDC gefördert. So wurden zehn Müttern von behinderten Kindern Grundbegriffe der Krankengymnastik beigebracht. „Man kann die Kinder in drei Gruppen aufteilen: Den einen kann durch eine Operation geholfen werden. Das geht meist recht einfach, ist aber manchmal sehr teuer. Die anderen haben solche Defekte, dass sie auf die eine oder andere Weise noch etwas lernen können. Wir haben etwa Klassen für Blinde eingerichtet oder eine Massageschule. Den dritten können wir nicht helfen. Hier versuchen wir die Familien durch Darlehen soweit zu unterstützen, dass sie die Kinder gut ernähren können und durch sie nicht in finanzielle Schwierigkeiten geraten. Derzeit bekommen etwa 90 Familien für zwei Jahre diese Hilfe.“

Im nächsten Monat wolle die OG CDC in Hue eine Computerklasse für Blinde einrichten, sagt Nguyen Viet Nhan : „Wir haben schon 20 alte Computer. Die müssen noch umgebaut werden.“

An Ideen sagt er, mangle es nicht. Es sei nur das Geld das fehle – wie überall in Vietnam. Er setzt sein Glas auf den Tisch, beugt sich vor und spricht unwillkürlich ein wenig leiser: „Die Regierung macht viele Versprechungen, aber sie hat keine Strategie. Sie vergibt mal hierhin, mal dahin Geld. Lange Zeit hat sie es auch vermieden, sich mit dem Problem überhaupt auseinanderzusetzen – mit den Amerikanern tut sie es bis heute nicht wirklich.“

Eine wichtige Strategie sei es, das medizinische Personal besser auszubilden. Ein Trainingsprogramm für Ärzte sei nötig, damit Geburtsfehler schneller entdeckt werden können: „Viele körperliche Defekte sind innerhalb der ersten drei Wochen ganz leicht zu beheben. Aber wenn sie die Ärzte mangels Ausbildung nicht erkennen, dann sind die Kinder möglicherweise für ihr Leben behindert.“

12. Wenn Ky lächelt

DONG HA. Ky mag Fußball. Immer, wenn Fußball im Fernsehen kommt, dann lächelt er. „Wenn Ky lächelt, dann heißt das ja“, sagt sein Vater Bui Quang Hung. Und wie um das zu beweisen schaltet er den Fernseher aus. Ky lächelt nicht mehr. Lächeln oder nicht, es ist die einzige mögliche Kommunikation zwischen Vater und Sohn. Denn der zehnjährige Ky kann nicht sprechen. Er kann auch nicht sitzen oder laufen. Die bisherigen zehn Jahre seines Lebens hat er auf dem Bett verbracht – in S-förmiger Stellung auf der Seite. Arme und Beine kann er nicht bewegen, sie wirken wie im Krampf verkrümmt; sein Kopf ist immer in den Nacken gelegt.

Bui Quang Hung setzt sich auf das Bett, legt sich mit einer vorsichtigen Bewegung Kys Körper auf den Schoß. Mit der einen Hand stützt er den Kopf, die andere streichelt sanft über die Arme des Kindes. Die Liebe des Vaters für seinen Sohn ist geradezu körperlich im Raum spürbar. Ky lächelt.

In Dong Ha, der Distrikthauptstadt in der Mitte Vietnams, steht das Bett in einem winzigen Haus. Es ist kaum größer als eine Garage in Deutschland: zwei Räume; vier Stühle, zwei Tische und ein Bett; ein kleines Fenster neben der Tür. Das einfache Bett mit der Bambusaufgabe müssen sich Ky und seine Eltern teilen. „Meine Pension reicht nicht für mehr“, sagt Vater Hung. Dabei hatte der 57jährige als Offizier bei der Armee eine gute Stellung. Seit seiner Pensionierung versucht er, sich durch Arbeit auf den Reisfeldern ein wenig Geld zu verdienen. Heute ist seine Frau in der Stadt auf dem Markt, um Obst zu verkaufen. Die beiden haben sich in der Armee kennengelernt. Bui Quang Hung war junger Nachschub-Offizier, seine spätere Frau Hoi in der gleichen Division. Sie kämpften gemeinsam in der Quang Tri Provinz gegen die Amerikaner und wurden von den Giftflugzeugen besprüht. „Es hat komisch gerochen, aber wir haben uns nichts dabei gedacht“, sagt Hung. Ihr Kind bekamen sie sehr spät, erst mit 40 wurde Hoi Mutter. Die Ärzte hatten sie nicht gewarnt, nicht gefragt, was sie zuvor getan hatte, ob sie im Krieg besprüht worden war. Ky kam schwerst behindert auf die Welt. Seit diesem Tag muß sich einer der beiden immer um das Kind kümmern, auf das sie so lange gewartet haben.

„Die Amerikaner haben uns vergiftet“, sagt Bui Quang Hung und klingt dabei nicht einmal wütend, nur traurig. „Jetzt sollen sie uns gefälligst helfen, damit es wenigstens ein bisschen besser geht.“ Er hört einen Moment mit dem Streicheln auf. „Wer soll sich nur um Ky kümmern, wenn wir tot sind?“ Ky lächelt nicht mehr.

Im November 2000 besucht Bill Clinton, als erster US-Präsident überhaupt, die vietnamesische Hauptstadt Hanoi. Über etwaige Entschädigungen für Agent Orange-Opfer wird nicht gesprochen, Clinton sagt lediglich, dass es über Dioxin verstärkte Forschungen geben soll. Den größten Teil seines dreitägigen Aufenthaltes widmet Clinton einer Ausgrabungsstätte, wo nach den Knochen von 1.500 verschollenen US-Soldaten geschürft wird. Er gelobt, „jeden gefallenen Helden nach Hause zu bringen.“

Auf vietnamesischer Seite werden 300.000 Soldaten vermisst.

13. Die Waisen von Phu My

HO CHI MINH CITY. Der Saal ist hell und sauber, die Betten frisch bezogen. Kopf- an Fußende, so eng, dass man nicht durchgehen kann, stehen jeweils sechs kleine Betten in einer Reihe, zehn Reihen insgesamt im Saal. Es

sind Kinderbetten auf Rollen, rundherum haben sie Metallgitter, damit keines der Kinder herausfällt. In jedem der Betten liegt ein Kind, doch es ist still im Saal. Eine Schwester im hellblauen Kittel versucht ein Mädchen zu füttern – mühevoll, quälend langsam. Immer wieder spuckt die Kleine den Brei aus, immer wieder versucht es die Schwester erneut.

Viele der Kinder werden wohl ihr gesamtes Leben in diesem Saal verbringen, manche werden hier auch sterben. Es ist der Saal der schwer behinderten Kinder im Waisenhaus Phu My in Ho Chi Minh City, dem früheren Saigon.

Mehr als 400 Kinder leben in diesem Waisenhaus, dem größten Vietnams. Sie alle sind behindert, etwa 150 sind dauerhaft ans Bett gefesselt.

Es waren französische Nonnen, die das Waisenhaus 1875 gründeten. Die Schwestern von St. Paul de Chartres kümmerten sich um Obdachlose, unheilbar Kranke, Alte und Waisen. 1976 beschloss das vietnamesische Sozialministerium, dass Phu My ausschließlich behinderte Waisenkinder aufnehmen soll.

Wie viele der Kinder ihre Behinderung den Folgen von Agent Orange zu verdanken haben, kann Direktorin Marie Nguyen Thi Huu nicht sagen: „Es sind viele, sehr viele.“ Ob es Dioxin war oder andere Gründe die Behinderung verursacht haben, sei auch nicht wichtig: „Wir wollen jedem Kind helfen.“ Viele der Kinder sind von ihren überforderten und verzweiferten Familien ausgesetzt worden.

Phu My ist nicht nur das größte, sondern auch das wohl am besten ausgestattete Waisenhaus von Vietnam. Auf dem großen Gelände mitten in der Stadt kümmern sich mehr als 190 Mitarbeiter um die Kinder. Es gibt eine Schule mit 12 Klassenräumen, eine spezielle Abteilung für Physiotherapie, eigene Ärzte, eine Schneiderwerkstatt. Seit acht Jahren besitzt Phu My sogar einen eigenen Lehrbauernhof in Bao Loc, 200 Kilometer nördlich von Saigon, wo 39 Jugendliche den Anbau von Tee, Kaffee, Gemüse und Obst üben, sich um Schweine, Enten und Hühner kümmern sowie Kochen lernen. Es ist der Weg zur Selbständigkeit, sagt Schwester Marie: „Drei Gruppen mit jeweils sieben jungen Leuten haben mittlerweile ihr eigenes Land und ein kleines gemeinsames Haus und versorgen sich selbst.“

14. Zukunftsträume

VAN CANH. Direktor Hung träumt von einer Physiotherapie-Station für das Dorf der Freundschaft. Neue Häuser sollen gebaut werden, das Dorf soll erweitert werden: „Damit wir nicht so viele Kinder ablehnen müssen.“

Suel Jones hofft, dass sich das Dorf in zwei Jahren selbst finanziert. Dann sollen Tages-Pflegestationen in abgelegenen Orten eingerichtet werden:

„Damit die Eltern ihre Kinder abends und nachts zu Hause behalten und trotzdem aufs Feld gehen können.“

Luyen träumt von einem selbstständigen Leben – unabhängig von ihrer Behinderung und ihren Schmerzen. Sie will zurück zu ihrer Familie, aber nicht auf Hilfe angewiesen sein. Vielleicht sind die Jahre im Dorf der Freundschaft ein erster Schritt auf diesem Weg, glaubt sie. Im Lesen und Schreiben gehört sie zu den Besten im Dorf. Und mit der Herstellung von Seidenblumen könnte sie sogar ihr eigenes Geld verdienen. „Aber erst einmal“ sagt sie, „bleibe ich noch ein bisschen hier. Hier gefällt es mir so gut.“